

Ich, der Schwerverbrecher

Autor(en): **Lania, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **3 (1927)**

Heft 13

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ICH, DER SCHWERVERBRECHER

VON LEO LANIA

(Nachdruck verboten)

Das Schiff lief in den Hafen von Fiume ein und legte am Molo an. Die Polizei, ein Arzt kam an Bord, wir mußten auf dem Verdeck antreten, wurden beklopft, beschmuppt, ausgefragt, man prüfte Pässe, Visa und den Inhalt der Koffer. Ob ich Halsschmerzen hätte oder Fieber oder am Ende griechische Zigaretten — nein? Da durfte ich an Land gehen. Meine Balkanreise hatte ihr Ende gefunden, ich stand auf dem Pflaster Europas, Abenteuer, Misere, albanische Malaria, griechische Revolutionsgefahren — vorbei. Morgen früh bin ich in Wien. Ein Taxi! Sind Sie frei? Zum Bahnhof!

Und damit ging die Affäre an. Der Chauffeur verlangte Aufklärungen: «Nach rechts über die Brücke oder links hinauf?» Das weiß ich doch nicht. «Ja — aber — nämlich — ob ich ein Visum zum Grenzübertritt habe?» und dann zeigte er mit stolzer Geste auf die kleine hölzerne Brücke im Hintergrund: «Dort ist die Grenze, ohne Visum nicht zu machen.»

Mir dämmerten schlimme Ahnungen. Ich hatte vergessen: dieser Hafen war zwar Fiume, aber der Molo, auf dem ich jetzt stand, gehörte zu Susak. Das Bächlein, das da mitten durch die Stadt floß und über das man so bequem hinüberspucken kann, trennte Jugoslawien von Italien. Nein, ich hatte genug an Visa und Paßkontrollen, ich bleibe schon im jugoslawischen Teil der Stadt, ich will zum Bahnhof von Susak. So fuhren wir nach links. Wäre ich rechts gefahren —

Wäre ich doch nur rechts gefahren!

Es begann mit einem Wolkenbruch. Als der Schnellzug nach Wien aus dem kleinen Bahnhof von Susak keuchte und sich eben anschickte, die Höhen des Karstes zu erklimmen, prasselte der Regen los. Wir schlossen die Fenster, die giftige Luft der langen Tunnel, durch die der Zug jetzt bergwärts kroch, legte sich uns schwer auf die Brust, wir glaubten zu ersticken.

Als wir endlich ins Freie kamen, sprühte der Regen ins Kupee. Bei geschlossenen Fenstern und Türen — durch das Dach des Wagens.

Wir wechselten die Plätze, zogen ins Nachbar-kupee, dann in einen anderen Wagen — aussichtsloses Manöver. Nach einer Viertelstunde sickerte der Regen durch die Dächer sämtlicher Waggons in sämtliche Kupees. Damen spannten Schirme auf, Windjacken und Regenmäntel wurden als Schutzdächer aufgespannt — es sah sehr malerisch aus, wir fühlten uns geborgen, da kam eine Kurve und ich erhielt das ganze gesammelte Naß wie eine kalte Dusche ins Gesicht. Ich nahm Reißaus. In den Speisewagen.

Hier saß ich im Trockenen und wurde sofort übermüht. Ich bestellte ein Schnitzel und ein Glas Bier. Und jetzt war mein Schicksal besiegelt.

Vorläufig wußte ich das allerdings noch nicht, ich aß, ich trank, ich rauchte eine Zigarre — Zagreb. Der Speisewagen wurde abgehängt, ich mußte in mein Kupee zurück. Zahlen!

Es erschien der Kellner und begann mit mir ein angeregtes Gespräch. Ueber Griechenland und die Revolution in Albanien und das Wetter und die Preise in den Athener Hotels. Inzwischen hatte ich entdeckt, daß ich nicht genügend Dinars bei mir hatte, nur ein paar Lirenoten und einen Hundertmarkschein. Der Kellner erbot sich, ihn mir in Dinars umzuwechseln. Zu dumm, was soll ich bis Wien mit so vielen Dinars anfangen! Ne, ganz gleich, ich war fest entschlossen, mich nicht mehr aus meinem europäischen Gleichgewicht bringen zu lassen — nicht einmal, als mir der Kellner die Mark zu einem Kurs wechselte, der ihm einen Extraprofit von 5 Mark

sicherte. Sei es drum, jetzt kam es schon nicht mehr darauf an. In sechs Stunden bin ich in Wien.

Maribor. Grenzkontrolle. Paß? In Ordnung. Visa? In Ordnung. Koffer? Nichts Zollpflichtiges. «Wieviel Geld haben Sie bei Sich?» Ein paar Lire und etwa 1200 Dinar. «Andere Valuten?» Keine. «Sie müssen die Dinars noch hier auf dem Bahnhof in österreichisches Geld umwechseln. Dinar dürfen aus Jugoslawien nicht ausgeführt werden.»

Also wieder aus dem Waggon hinaus, wieder anstehen vor der Wechselstube, wieder etliche Mark verlieren an dieser neuen finanziellen Transaktion — sei es drum, in fünf Stunden bin ich in Wien.

Die Kontrolle ist zu Ende — Abfahrt!

«Richten Sie Ihr Gepäck zusammen. In der nächsten Station steigen Sie aus.»

Warum?

«Werden Sie schon erfahren!»

Erregter Protest, freundliches Parlamentieren; ich spreche deutsch, ich spreche italienisch, ich versuche es französisch, ich weise Presselegitimationen vor, ich trumple mit den Empfehlungsbrieffen auf, die mir die jugoslawische Gesandtschaft in Berlin ausgestellt hat und in denen sämtliche Behörden Jugoslawiens aufgefordert werden, mir als Journalisten alle möglichen Erleichterungen zu gewähren.

«Wir haben unsere Befehle! Sie steigen aus und fahren nach Maribor zurück.»

Aber warum, zum Teufel?

«Werden Sie schon erfahren.»

Durazzo mitgebracht habe? Oder den zwei Dutzend griechischen Briefmarken? Das wird es sein. Nein, die Marken und Zigaretten bleiben unbeachtet.

Leibesvisitationen. Ich werde beklopft, betastet, meine Taschen umgedreht, das Futter des Rockes geprüft, die Sohlen der Schuhe.

Eine Stunde ist vergangen.

«Packen Sie Ihre Sachen ein. Es kommt gleich der Zug nach Maribor.»

Ich packe ein, ich steige in den Zug, ich frage nicht mehr und protestiere nicht länger. Nun ist mir schon alles gleich. Nach Wien komme ich ja doch nie mehr, in diesem Jahr gewiß nicht, soll man mich ins Gefängnis stecken, ins Zuchthaus — einmal werde ich es schon erfahren, was ich verbrochen habe. Jetzt bin ich zu müde, zu schläfrig, um mich noch in weitere Verhandlungen einzulassen. Es ist vier Uhr morgens.

Eine halbe Stunde später sitze ich — ein eingelieferter Schwerverbrecher — dem Bahnhofskommandanten von Maribor gegenüber. Darnimmt ein Protokoll mit mir auf. Dieselben Fragen, ein dutzendmal beantwortet, werden noch einmal gestellt: «Nachtstuhl — Speisewagen — Rückreise von Griechenland — Hundertmarkschein — es stimmt, es stimmt genau — Sie sind der Richtige. Wir haben ausdrücklich Befehl, Sie zu verhaften.» Und schon rücken die zwei Gendarmen zum Angriff vor.

Da fällt alle Müdigkeit und Schwäche von mir ab, da bin ich wieder wach und kampflustig. Soll dies Mysterium sich nie aufklären! Ich brülle, ich tobe, ich will wissen, warum ich verhaftet bin, und dann werfe ich alle meine Legitimationen auf den Schreibtisch, den Brief der jugoslawischen Gesandtschaft oben drauf. Ich schlage den großen Trumpf. Ich will mit dem Außenministerium in Belgrad telephonisch verbunden werden, mit dem Ministerpräsidenten, mit Herrn Ninčić persönlich — er schläft? Ganz gleich — ich will ihn sofort sprechen und das Auswärtige Amt in Berlin, Herrn Stresemann, den König, den — den — den —

Der Beamte sinkt auf seinem Stuhle zusammen, liest aufmerksam die Papiere durch, schüttelt den Kopf, berät sich mit seinem Kollegen, wird immer ratloser, liest noch einmal. Dann — endlich — ganz leise:

«Wir haben den Befehl von Zagreb, Sie zu verhaften. Als Banknotenfälscher. Der Hundertmarkschein, den Sie im Speisewagen wechselten, war falsch.»

Das Protokoll war in wenigen Minuten aufgenommen. Es war nicht schwer, dem Bahnhofskommandanten klar zu machen, daß man als berufsüblicher Fälscher seine Personalien und seine Reiseroute just nicht dem Mann verrät, dem man die falschen Noten anhängen will. Die übrigen entlastenden Anklärungen gaben die Briefe und Legitimationen, Entschuldigungen, Versicherungen des Bedauerns, ich durfte weiterreisen. Nach einer zwischen Leibesvisitationen, Protokollen und Arrest verbrachten Nacht. Todmüde taumelte ich ins Kupee.

Eben als sich der Zug in Bewegung setzte, kam der Bahnhofskommandant telegraphischwendend und atemlos herangestürzt.

«Herr — Herr — ein Telegramm — der Hundertmarkschein war echt!» Die letzten Worte gingen unter im Stampfen der Räder.

Ich sank in die Polster. Gottlob, jetzt wußte ich es wenigstens, daß ich kein Banknotenfälscher bin, und ich hatte mich schon so gut in meinen neuen Beruf einzuleben begonnen.



Solbad Vez im Frühlingskleid

Phot. Butner

Da erscheinen wieder die Beamten im Kupee. Und zwei Gendarmen.

«Ihren Paß, bitte!» Nochmals? Sie haben ja eben — «Sie kommen aus Griechenland?» Wie Sie sehen. «Wo haben Sie heute Abend gegessen?» — Wo — ich — was? Im Speisewagen zu Zagreb. «Richtig, Sie sind schon der Mann!» Erregtes Zwiegespräch zwischen den Beamten, von dem ich kein Wort verstehe. Einer studiert meinen Paß, der andere fixiert mich unsagbar mißtrauisch, der dritte: «Wo sind Ihre Koffer?» Ich zeige ins Gepäcknetz. Das Zwiegespräch, flüsternd geführt, wird wieder aufgenommen. Die zwei Gendarmen sperren mit ihren massigen Gestalten drohend die Tür.

Wir fahren. Die Lichter Maribors verschwimmen. Beamte und Polizisten weichen noch immer nicht.

«Wie haben Sie im Speisewagen Ihr Nachtstuhl bezahlt?» Und der meinen Paß hat, fuchtelte mit ihm drohend vor meinem Gesicht. Ein dramatischer Moment. Die Reisenden sind aufmerksam geworden, ich bin von einem Knäuel erstaunter, fragender, hämischer Menschen umstrickt und habe keine Ahnung, was man von mir will. «Wie ich — was? Mit einem Hundertmarkschein. Der Kellner hat ihn mir gewechselt.»

Triumphgeheul. «Sie sind schon der Richtige! In der nächsten Station steigen Sie aus und fahren mit uns nach Maribor zurück.»

Fällt mir gar nicht ein. Ich fahre nach Wien, ich habe in Maribor nichts verloren, mein Paß ist in Ordnung, meine Fahrkarte bezahlt und ich werde in Wien dringend erwartet.

Reisende mischen sich ein. Ein Herr, der sich mir als Ministerialsekretär vorstellt, bietet seine Intervention an. Es entspinnt sich eine lange Debatte zwischen ihm und den Beamten, in deren Verlauf die Gesichter der Gendarmen immer triumphierender, die Haltung des Sekretärs immer verzagter wird.

«Haben Sie im Speisewagen mit einem Hundertmarkschein gezahlt?»

Ja.

«Dann ist Ihnen nicht zu helfen. Sie müssen zurück.»

Sein Blick, halb mitleidig, halb mißtrauisch, tastet mich verstoßen ab. Dann tuschelt er mit anderen Reisenden, ihr Kreis löst sich. Alle Blicke hängen an mir, alle Finger zeigen auf mich, ich fühle, daß ich alle Rechte und Hoffnungen für immer verloren habe, daß ich ein Ausgestoßener bin, ein Verbrecher. Mir ist nicht zu helfen. Und ich martere mein Hirn, um zu ergründen, wessen ich denn eigentlich beschuldigt werden könnte. Ist es am Ende nicht erlaubt, im Speisewagen Geld zu wechseln? Schließlich bin ich selbst überzeugt, daß ich etwas Schreckliches verbrochen habe.

Da ist die nächste Station. Nochmalige Verhandlungen, Proteste, Bitten bleiben wirkungslos, die Passagiere bilden schweigend, feindselig eine Gasse, gebeugt, die ganze Verachtung eines ganzen Waggons wie bleierne Gewichte auf den Schultern, klettere ich, von den Gendarmen eskortiert, aus dem Zug.

Eine kleine Brästerbude. «Machen Sie die Koffer auf!» Nochmals peinliche Untersuchung. Gilt sie etwa den 20 Zigaretten, die ich noch aus